

Zeitschrift: Schweizer katholische Frauenzeitung : Wochenbl. für Unterhaltung u. Belehrung

Band: 5 (1905)

Heft: 34

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweiz.kath. Frauenzeitung

Wochenblatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Redaktion: Frau A. Winstörfer in Sarmenstorf (Aarg.)

Verlag: Buch- & Kunstdruckerei Union in Solothurn.

Monatliche Gratis-Beilagen:

Modebilder mit Schnitt-Mustern und Abbildungen u. Beschreibungen von Handarbeiten.



Abonnementspreise:

Für die Schweiz: Jährlich Fr. 4.50, halbjährl. Fr. 2.25.

Für das Ausland: Jährlich Fr. 7.50, halbjährl. Fr. 3.75.

Insertionspreis:

20 Cts. die einspaltige Petitzeile oder deren Raum.

Nº 34.

Solothurn, 26. August 1905.

5. Jahrgang.

Inhalt von Nr. 34: Gefallen. (Gedicht.) — Bernunist, Sitte und Mode. — Samenkörner. — Säuglingssterblichkeit und Charitas. (Schluß) — Das Menschenherz. (Gedicht.) — Schwester Angela. (Schluß) — Unfrucht streuen. — Brief an den Verfasser der "Alpenrosen mit Dornen". (Schluß) — Die hl. Radegundis, Magd. — Institut Marienburg. — Der Lavendel oder die Spiele. — Umschlag: Küche. — Fürs Haus. — Deutlicher Sprechsaal. — Literarisches. — Die Hygiene des Umzugs. — Interate.

Wie erwirbt man Wahre Schönheit?



In 10—14 Tagen einen blendendreinen, rosigzarten Teint!

Bei Anwendung meines neuen Verfahrens verschwinden Sommersprossen, Mitesser, Säuren, Gesichts- und Nasenröte, Falten, gelbe Flecken, rauhe, spröde Haut und alle Hautunreinigkeiten für immer unter Garantie und die Haut wird sammtweich und jugendfrisch. Preis dieses Mittels Fr. 4.75.

Hierzu Gratis-Broschüre: „Die moderne Schönheitspflege“.

Versand gegen Nachnahme oder Voreinsendung (auch Marken).
Institut für Schönheitspflege Frau H. D. Schenke Zürich Bahnhofstrasse 16

Verlangen Sie gratis

unsren neuen Katalog mit 900 photographischen Abbildungen über garantierte

261¹² H 4602 Lz

Uhren, Gold- u. Silberwaren.

E. Leicht-Mayer & Cie., Luzern 16, bei der Hofkirche



Zu beziehen im Verlag der Buch- und Kunstdruckerei Union in Solothurn:

Unsere liebe Frau im Stein

in Wort und Bild:

Geschichte der Wallfahrt und des Klosters Mariastein

von P. Laurentius Eshle, O. S. B.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage mit vielen Illustrationen.

Preis:

Elegant broschiert	Fr. 1.—
Originaleinband in Leinen mit Rotschnitt	" 2.50
" " Lederimitation mit Goldschnitt und Schuhhülle	" 3.50

Der beste Kaffee-Zusatz



KAFFEEMÜHLE.

in Kisteln, rosa Paqueten,
homœopath. Dr. Katsch,
zu haben in allen besseren Spezereiwaren-
handlungen. 142¹⁰

Man verlange ausdrücklich
Marke: Kaffeemühle!

Das häusliche Glück.

Haushaltungsunterricht
und Anleitung zum Kochen
für alle Frauen und Mädchen, die billig
und gut haushalten wollen.
220 Seiten. — Gebunden.

Preis Fr. 1.25

Baden A. Doppler,
(Rt. Aargau) 175¹⁰ Buchhandlung.

Mädchen-Schutzverein Solothurn.

Stellen-Vermittlung:
Montag, Mittwoch und Freitag, abends 5 bis
6 Uhr im Marienhause.

Rüche.

Birnenkompot. Man schält ungefähr 20–24 mittelgroße, gute Birnen, wirft sie, nachdem die Fliegen ausgestochen und die Stiele etwas abgeschnitten sind, sogleich in frisches Wasser. Alsdann werden sie in siedendes Wasser, mit Zugabe von einem Glas Weißwein, Zucker, ein kleiner Zimmetstengel und etwas Zitronenschale langsam weichgekocht. Auf einem Sieb läßt man sie hierauf abtropfen und erkalten und richtet sie dann pyramidenartig, mit den Stielen aufwärts, auf die bestimmte Schüssel an. Den zurückgebliebenen Saft kochte man inzwischen noch dicker ein und gieße ihn, wenn er ganz erkaltet ist, über die Birnen.

Pflaumenkompot. Man übergießt ungefähr 40 schöne, reife, doch noch etwas feste Pflaumen oder Zwetschken mit kochendem Wasser, stellt sie eine Viertelstunde zugedeckt bei Seite und zieht dann die Haut von den Früchten ab. Sind sie nicht vollständig reif, so muß man sich dabei eines Messers bedienen, weil die Haut sich leicht löst. Unterdessen werden ca. 150 Gramm Zucker mit $\frac{1}{2}$ Liter Wasser und $\frac{1}{2}$ Liter Wein aufs Feuer gesetzt, nach Abschäumen die Früchte hineingegeben und nachdem man sie darin einige Zeit mehr hat ziehen als Kochen lassen, legt man sie mit einem Schaumlöffel auf ein Sieb zum Abtropfen. Der zurückgebliebene und der abgelaufene Saft wird noch dicker eingekocht und hernach über das Kompot angerichtet.



fürs Haus.

Lacktisfel reibe man mit einer Zwiebel ein und nachher mit einem wollenen Tuche glänzend. Dadurch wird das Anstreichen mit dem teuren Lack unnötig.

Insektenstich bestreiche man, nachdem der Stachel herausgezogen ist, mit einer durchschnittenen Zwiebel, wodurch der Schmerz aufhört und die Geschwulst verhindert wird.

Um **Hautstiere** von Ungeziefer zu befreien, wasche man sie mit einem Abßud von wildem Rosmarin.



Deffentlicher Sprechsaal.

Fragen:

Frage 101. Was bedeuten die sechs mal zehn Perlen am Rosenkranz der unbefleckten Empfängnis von N.-D. de Lourdes? (Mir ist nur bekannt, daß die Marien-Erscheinung der Bernadette einen derartigen Rosenkranz am Arme trug.)

Welche Gebete werden beim Gebrauch der großen, sechsmal zehnperligen Rosenkränze verrichtet? Oder dienen diese nur als geweihter Zimmerzuck? Für gütige Auskunft „Herzliches Vergelt's Gott!“ A. A.

Frage 102. Ist das Abonnieren auf die Zeitschrift „Fürs Schweizer Haus“ für katholische Frauenspersonen zu empfehlen.

Frage 103. Hat eine Abonnentin auch schon Besuch gemacht mit „Mondamin“ zu Sommer-Glammeris? Wie ist derselbe ausgefallen? Wo ist ersterer erhältlich und wie teuer?

Frage 104. Wie reinigt man bronzierte Kaffee- und Zuckerbüchsen, die vom steten Fettnein schmutzig resp. fettig geworden, ohne der Bronze zu schaden?

Frage 105. Welches Modenblatt enthält am meisten Häkelarbeit? Wo ist solches zu beziehen und wie teuer pro Quartal?

Frage 106. Ist es von Nutzen, einen kleinen Garten besitzend, die Gartenzeitung zu abonnieren? Wo ist sie zu bestellen und was kostet sie jährlich? Langjährige Abonnentin.

Antworten:

Auf Frage 97. Für gesunden, freundlichen Ferienaufenthalt bei beicheidenen Ansprüchen empfehlen sich Geschwister Behnder, Unterägeri.



Literarisches.

Ein Wort aus Kindermund im dunkeln Sudan. In Segu im Sudan, wo der Islam fast alle Neger beherrscht und die christlichen Missionen infolge dessen mit großen Hindernissen zu kämpfen und mit unermüdlicher Geduld sich zu wappnen haben hatten die „Weißen Schwestern“ im Innern der Stadt zwei Näherschulen errichtet, die sich bald regen Besuches erfreuten. Der Anfang kostete unendliche Mühe, bis die Finger der schwarzen Mägdelein die Nadel handzuhaben und die Blappermäulchen zu schweigen gelernt hatten, verging eine lange Weile. Jetzt sind sie übrigens eifrig, jedoch dürfen die Schwestern ihnen wegen des herrschenden Fanatismus noch keinen Religionsunterricht erteilen. Umso erstaunlicher ist die Antwort einer Kleinen, die immer um Geschenke bat. „Aber,“ sagte ihr eines Tages die Schwester, „ich schenke dir immer etwas und von dir bekomme ich gar nichts.“ „Du weißt recht gut, liebe Schwester,“ sagte das plötzlich ernst werdende Kind, „daß dich der liebe Gott belohnen wird.“ . . .

Vom Sudan führt uns die „Kleine Afrika-Bibliothek“ (zu beziehen von der Ausgabestelle der St. Petrus Claver-Sodalität in Solothurn, Ober-Stalden 69 zum jährlichen Preise von Fr. 1.20.—Probenummern gratis und franko), deren Augustnummer wir diese anmutige Episode entnehmen, nach Süd-Afrika und erzählt uns von einem lieben Königskinde, „Ntanyezienhle“, der schöne Stern genannt. Auch bei den klugen Schilluknegrern macht sie mit uns einen Besuch und zeigt uns den Missionär als Arzt für Leib und Seele. Am Kongo hören wir von den Elefanten und zum Schluss finden wir eine rührende Begebenheit eines alten braven Negers im belgischen Freistaat.

Die genannte Jugendzeitschrift entwickelt sich immer interessanter und reichhaltiger, sie wäre dringend als passendste Lektüre für die Jugend zu empfehlen; vor allem in einer Zeit, wo Afrika mehr und mehr Interesse erweckt.

Le Traducteur (Französisch-Deutsch) und The Translator (Englisch-Deutsch), Halbmonatschriften zum Studium der französischen, englischen und deutschen Sprache. Bezugspreis je Fr. 2.—halbjährlich. Probe-Nummern kostenlos durch den Verlag des „Traducteur“ oder des „Translator“ in La Chaux-de-Fonds (Schweiz).

Die beiden Blätter sind ein vortreffliches Hilfsmittel zum Weiterstudium der genannten Sprachen. Der sorgfältig gewählte, reichhaltige Lese- und Übungsstoff, teilweise mit korrekter Übersetzung, teilweise mit erklärenden Fußnoten, macht sie für den Einzelnen sowohl als auch für den Familienkreis ganz besonders empfehlenswert. Die Abonnenten verschiedener Zunge können mit einander in Korrespondenz treten. Ihr Preis ist in Anbetracht der gebotenen Vorteile ein niedriger, und jeder eifrige Leser wird durch sie gewiß nachhaltige Förderung finden.

Rundschau in der Alkoholfrage. Redigiert von Dr. rer. polit. Franz Reller zu Heimbach (Baden). Erscheint monatlich. (Mt. 1.40 jährlich.) Freiburg i. Br., Charitasverband.

Inhalt des 10. Heftes: Von der Warte: Trinkerheilanstalt zu Renchen in Baden. Alkohol im Arbeiterhaushalt. Trinkzwang. — „Falsche und wahre Abstinenz“ (von Dr. Franz Reller). — Arbeit und Genuss geistiger Getränke unter der englischen Arbeiterklasse II. (von P. A. Zimmerman S. J.) — Vom Büchertisch.



Die Hygiene des Umzugs.

Der Umzugstrubel bringt böse, arbeitsreiche Tage für die Hausfrau, um so mehr, da die Auszugsparthei nicht nur wenige Stunden vor der Einzugsparthei die Wohnung verlassen hat! Wie unhygienisch sieht es in der neuen Behausung aus. Man sollte, wie es doch oft beim Umzug vorkommt, nicht in den ungereinigten und undesinfizierten Zimmern der verflossenen Mietparthei schlafen. Wenn die Zeit nicht reicht zu den anderen Wohnräumen am ersten Tage, so muß man es doch möglich machen, daß sie zur Schlafzimmerreinigung reicht; das ist eine hygienische Pflicht, welche man seiner und seiner Familie Gesundheit unbedingt schuldig ist. Die einfachste



W. Amthor 03

St. Jada · St. Regula · St. Verena ·

St. Elisabeth · St. Wiborada · St. Bertha ·

Schweizer katholische Frauenzeitung

Von Seiner Heiligkeit Papst Leo XIII. gesegnet.

Wochenblatt für Unterhaltung und Belehrung

Mit monatlichen Gratisbeilagen: Modebilder mit Schnittmuster und Abbildungen und Beschreibungen von Handarbeiten.

Abonnementpreis für die Schweiz: jährlich Fr. 4. 50, halbjährlich Fr. 2. 25; für das Ausland: jährlich Fr. 7. 50, halbjährlich Fr. 3. 75.
Inserionspreis: 20 Cts. die einspaltige Zeitungsseite oder deren Raum.

Nº 34.

Solothurn, 26. August 1905.

5. Jahrgang.

Gefallen.

Und hast du schweren Fall getan,
D bleibe nur nicht liegen,
D blick' zum Himmel hoch hinan
Wie froh die Vögel fliegen.

Des Reueschmerzes Bitterkeil,
Vertrauen auf Vergeben,
D spanne diese Schwingen weit,
Um hoch empor zu schweben.

P. Josef Staub.

Manche Leserin wird nun sagen: „Es ist kein Wunder, die Krinoline war wirklich ein richtiges Ungetüm. Wir begreifen nicht, wie sie unsere Mütter und Großmütter nur tragen mochten. Es war eine hässliche Mode.“

Sch bin weit entfernt, der Krinoline das Wort reden zu wollen. Aber wenn ich überdenke, was wir selber schon alles getragen und „schön“ gefunden, und wie viel wir trugen und nicht schön fanden und trotzdem beibehielten, so müssen wir sagen, daß auch wir Frauen des 20. Jahrhunderts trotz aller Feinheitsbestrebungen der Göttin Mode gar manches Opfer gebracht.

In den Siebzigerjahren tauchte die alte Mode künstlichen Haarschmuckes wieder auf, und selbst einfache Dienstmägde prangten mit einem „falschen“ Kopf. Dann kamen die sog. „Simpelfrisuren“. Alte und junge Damen schnitten die Scheitelhaare kurz ab und kämmten sie tief in die Augen hinunter, so daß ein Kutschpferd noch prächtig dagegen aussah. „Hätte der liebe Gott gewollt, daß die Haare die Stirne bedecken, so hätte er sie wachsen lassen,“ pflegte eine verehrte Lehrerin zu sagen, und das heilte mich von dem Wunsche, hier der Mode folgen zu dürfen. Kaum hatten die „Frisuren“ sich so breit gemacht, daß selbst die weiblichen Bewohner der sog. Zigeunerwagen, der wandernden Geschirrleute und Kesselflicker sie trugen, verschwanden sie in den oberen Regionen. Flugs griff man zur Brennschere und Wickeln. Die glattesten Haare mußten sich kräuseln, daß selbst ein Neger daran seine Freude gehabt hätte.

Ahnliche Wandlungen erlebte die Kleidung. Wünschte die Mode spitze Schuhe und hohe Absätze, so preßte man gehorsam seine etwas breiten Füße in die Liliputanerform. Hatte man für das stolze Bewußtsein, „elegant und modern“ beschuhzt zu sein, sein halbes Dutzend gewichtiger Hühneraugen eingetauscht, so sprang die Mode in das andere Extrem hinüber, und man lebte plötzlich „auf großem Fuße“. Möchten die Schuhe nun flache, „datzige“ Absätze und noch so breite, runde oder eckige Vorderteile haben, man fand sie schön und probat und „praktisch“!

Vernunft, Sitte und Mode.

In meinen Kinderjahren ward ich einmal auf den Dachboden geschickt, um etwas herunterzuholen. Der große Raum hatte auf meine Einbildungskraft stets eine große Macht ausgeübt, und die alten Schränke mit den mächtigen Schlössern meine Neugierde gelockt. Die Gelegenheit war nun günstig. Rasch entschlossen drehte ich den großen Schlüssel, das Schloß surrte, die Türe sprang auf wie von einer innern Gewalt getrieben, und ein richtiges Ungetüm warf sich mir entgegen. Blitzschnell dachte ich an die Märchen von Drachen und gefangenen Riesen. Ohne nachzusehen, eilte ich — eins, zwei, drei, so rasch die Füße mich trugen, die Treppen hinunter und verkündete die Schauermär.

Mein Großmutterlein lächelte über meinen Eifer, nahm mich bei der Hand und ging mit mir die Treppen empor bis zum Dachzimmer. Dort schritt sie mutig auf den offenstehenden Schrank zu und entnahm ihm die Ursache meiner Furcht: — einen weiten Reifrock, eine richtige Krinoline.

Und erst die Röcke und Hüte! Wie vielmals haben wir da unsern Geschmack geändert und uns — nolens volens — den Anforderungen der Mode unterworfen.

In unserer Jugend trugen wir die Röcke in geraden Bahnen. Von oben bis unten waren sie in gleicher Weise zugeschnitten und wir brauchten nur die „Enden“ zusammenzuhängen und die „Blegi“ herzurichten. Oben ward der Rock eingereiht und wir setzten einen Stolz darein, daß möglichst gleichmäßige Falten und Fältchen die Taille umschlossen. Wurde der Rock schadhaft, so ward er auf die einfachste Weise gewendet; der schadhaften Saum verschwand oben in den Falten. Es war somit eine praktische Mode.

Bald kam die Reaktion. Man verfiel auf die sog. „gebundenen“ Röcke. Diese Mode war nicht nur unschön und wenig anständig, sondern sie war auch nicht einmal neu. Schon um die Wende des 14. zum 15. Jahrhundert rügt ein Dichter dieselbe mit folgenden Worten: „Vor Zeiten zwängte man Leib und Gewand nicht zusammen. Das hat sich jetzt ganz verändert. Die Frauen binden sich nun selbst an Leib und Armen. Das möge Gott erbarmen, daß sich heute ein zartes Weib bindet selbst den hübschen Leib, daß sie nicht sich rühren mag gleich dem, als wär in ein Sack sie gestoßen und gebunden.“

Diese „gebundene“ Tracht veranlaßte bereits im 14. Jahrhundert magere Frauen zu allerlei Toilettenkünsten. Peter Suchenwirt wirft den eitlen Frauen seiner Zeit vor, daß sie die Seiten mit Baumwolle umlegen, und der alamannische Dichter von „des Teufels Netz“ meint satirisch, in der Nacht hange die Hälften (der Frau) auf der Stange.

Diese unschöne Mode des 19. Jahrhunderts trieb aber noch häßlichere Blüten: sie verfiel auf die „Tournüre“. Wenn wir heute an das häckerartige Unhängsel zurückdenken, fragen wir uns selber: „Wie war es möglich, daß diese Mode einmal mitgemacht wurde?“ Und doch haben wir als Badfische für sie geschwärmt, haben sie wohl auch mitgemacht und auch da der Königin Mode unsern Tribut gezollt.

Später acceptierten wir die Faltenröcke, und unmerklich zuerst, aber immer mehr und mehr kam die Hosenstange zu hohen Ehren und war das Symbol der Frauenschönheit. Die unendlichen Schinkenärmel, die so viel Stoff verschlangen wie das Kleid und dabei die Schultern verbreiterten, verschwanden. Der Rock wurde um die Hüften enger und enger, ward zur „wandelnden Glöde“. Die Ärmel wurden bald weit und bauschig, bald eng. Heut hatten sie einen Bausch oben am Schulterblatt und morgen ein Säcklein am Handgelenk.

Wir alle machten mit; denn die Bequemlichkeit der fußfreien Röcke ließ uns das andere extragen. Aber die Herrlichkeit war von kurzer Dauer. Die Schleppe, die wir vom Erdboden vertilgt glaubten, feierte ihre Auferstehung. Daß sie im Salon ihr Dasein fristete, dagegen haben die meisten von uns nichts, wohl aber möchten wir sie am Straßenkleid nicht aufkommen lassen. Wir würden uns bedanken, wollte man uns zumuteten, mit dem Besen bewaffnet, die Straßen und Trottoirs zu kehren. Und doch tun dies die feinsten Modedamen, aber nicht mit dem Besen, sondern — mit dem eigenen Straßenkleid von Wolle, Seide oder Sammt. Kürzlich ward öffentlich auf verschiedene alte Gebräuche hingewiesen, die den Anforderungen der Hygiene nicht entsprechen sollten. Die Schleppe auf der Straße aber übertrifft sie alle so sicher als zweimal zwei vier sind. Hier nimmt sie die Feuchtigkeit des Bodens auf; dort fegt sie wieder über eine staubige Straße. Wie leicht sie da trockene Bazillen aufnehmen und in die Wohnung verbreiten kann, ist einleuchtend.

„Aber man kann das Kleid hoch nehmen,“ wenden die Damen ein. Dies ist ja zum Teil richtig. Ob es aber auf Ausflügen, bei verregneten Landpartien usw. möglich ist, lasse ich dahingestellt. Zum mindesten ermüdet und ermattet die Trägerin eines zu langen Kleides eher, als wenn sie die Schleppe geopfert hätte. Gesundheitslehre und Reinlichkeit fordern, daß die Schleppe nicht auf der Straße sich breite mache.

Die größten Wandlungen aber machten jeweils die Hüte: mächtig groß und winzig klein, rund, eckig, oval, aufgebogen und zerdrückt, mit Bändern und Federn und wahren Blumen-gärten verziert, zierten und — verunzierten sie die H äupter ihrer Trägerinnen, ohne dabei ihren Zweck immer zu erfüllen.

Gleich den Schleppen an den Straßenkleidern möcht ich auch die handhohen steifen Halsseisen, vulgo Stehkragen ins Pfefferland wünschen und ihnen eine etwas „windige Gesellschaft“ gleich mitgeben, nämlich alle die weit ausgeschnittenen Sommer-toiletten und die spinnwebdünnen Blusen mit den stark durchbrochenen Mustern, wie sie sich vielerorts gern breit machen.

Bequemlichkeit ist eine schöne Sache; modern gekleidet sein, der Wunsch der Frauenvelt. Beides ist an sich berechtigt; aber die Mode stehe nicht über Verstand und Sitte, sondern mitten zwischen ihnen.

M. H.



Samenkörner.

Bei allem, was du wünschest, sprich: „Herr, wenn es dir wohlgefällt, geschehe das so! Weißt du aber, daß es mir schädlich sein würde und nicht zum Heile meiner Seele dienlich, so nimm von mir ein solches Verlangen! Ich gebe mich in deine Hand, drehe und wende mich um und um!“

Nimmer kannst du durch irgend ein zeitliches Gut gesättigt werden, weil du nicht um dergleichen Genusses willen erschaffen bist.

Du mußt ebenso bereitwillig sein zum Leiden als zur Freude, ebenso gern hungerig und arm sein als satt und reich.

Wenn du, mein Heiland, nicht vorangegangen wärst und uns gelehrt hättest, wer würde jene Bereitwilligkeit erreichen?

Kempis.



Säuglingssterblichkeit und Charitas.

→#←
(Schluß).

Als drittes Mittel zur Bekämpfung der hohen Säuglingssterblichkeit nenne ich die rein charitative Bestrebungen. Warnen möchte ich jedoch vor Neberschätzung der Bedeutung dieses Punktes. Ich habe schon auf die geringen bisherigen Erfolge der medizinisch hygienischen Bestrebungen hingewiesen. Bloßes Wohltun allein wird hier ebenso wenig Bedeutendes leisten. Aber wenn alles zusammenwirkt, dann wird die Zukunft bei dem frischen Wind, der jetzt auch in Laienkreisen weht, sicher eine Besserung konstatieren können.

Suchen wir also, die Ursachen jenes Nebels im Auge behaltend, vor allem durch zielbewußte, beharrliche, die Grenze unseres Könnens nicht überschreitende Mitarbeit an sozialen Veranstaltungen, ohne anderweitige Pflichten zu versäumen, die Bedingungen für die Säuglingssterblichkeit herabzusetzen!

Wer hier als Laie helfen will — vor allem dürften die Damen in Frage kommen — unterrichte sich zunächst selbst über die Bedingungen zu einer richtigen Ernährung und Pflege des Säuglings, nehme teil an etwaigen geeigneten Vorträgen und Kursen. Dann kann er in geeigneten Fällen durch Belehrung und weiterhin durch die Tat viel nützen. Was ich persönlich für unsern Zweck für besonders wichtig halte, ist eine gute Wochenerinnerung. Viele arme Frauen, die in der schweren Zeit mindestens vierzehn Tage das Bett hüten sollten, sind oft gezwungen, schon früh wieder an ihre häuslichen Arbeiten zu gehen. Im Gefolge davon stellen sich mancherlei Beschwerden seitens der Mutter ein, die schließlich vielfach zur Ausschaltung der natürlichen Ernährung des Kindes führen. Mangel an Einsicht, an Mitteln usw. führt dann zur unzweckmäßigen künstlichen Ernährung. Eine Schonung der Mutter in dieser Zeit lohnt sich am Kind. Jede in derartiger Lage sich befindende Mutter sollte schon vorher dafür sorgen, eine Person zu be-

Schwester Angela.

Eine Erzählung aus unsern Tagen von Antonie Jüngst.

(Schluß.)

Sie war zu sehr ergriffen, um etwas erwidern zu können. Wortlos nahm ich die dargereichte Hand der Nonne, wortlos wandte ich mich um und verließ das Zimmer; auf der Schwelle einen letzten Blick auf die edle, von hellem Mittagsglanz umflossene Gestalt, das schöne, bleiche Antlitz, die über der Brust gefalteten Hände zurückwerfend.

Noch war die Tür nicht wieder ins Schloß gefallen, so hörte ich schon den sanften Klang der wohlautenden Stimme, wie sie den Kindern zuredete, hörte die dissonanten, gurgelnden Töne der Antworten und sagte abermals wie vorhin drinnen mit tiefem, bebendem Atemzuge: „Komtesse Hermine!“

Ja, Komtesse Hermine! Strahlend in glänzender Balltoilette, ein Bild des Lebens und der Lust, war sie eben an meinem innern Auge vorübergliitten. So sah ich sie auch jetzt wieder in dem blendenden Lichte der in tausend Prismen sich brechenden Gaslaternen stehen, wie sie, die Lippen zu einem spöttischen Lächeln gekräuselt, die Ballkarte in der einen Hand zerdrückend, während die andere den juwelenbesetzten Spitzensächer nachlässig bewegte, zu dem sich tief vor ihr verbeugenden Husarenoffizier sagte:

„Ich glaube, Sie irren sich, Herr Baron. Der zweite Walzer gehört dem Grafen Olsberg.“

„Sie verzeihen, Komtesse,“ versetzte der Lieutenant, zu seiner vollen Höhe empor schnellend, in merklich schärferem Tone, „der zweite Walzer gehört mir. Sie haben mir denselben vor acht Tagen auf dem Rout des österreichischen Gesandten schon zugesagt.“

„Nicht, daß ich wüßte, Herr Baron. Meine Tanzkarte —“

„Geben Sie mir Ihre Karte, Komtesse, ich — —“

„Wie dürfen Sie es wagen, mit der Komtesse Herschitz in diesem Tone zu reden?“ klang es drohend in das erregte Zwiesprach der beiden törichten jungen Menschenkinder.

Zwei glühende, von finstrem Hass zeugende Augenpaare bohrten sich ineinander, heftige Worte fielen von beiden Seiten, Worte, nur leise geflüstert und überdeckt von den rauschenden Weisen des anhebenden Walzers und doch so metallisch harten Klängen, daß es mich, der ich dicht daneben stand, durchschauerte wie todtbringende Eisen. Dann gemessene Verbeugungen hüben wie drüber, und Komtesse Hermine entschwezte in den Armen des Grafen Olsberg. Lichterglanz und Blumenduft, sinnberückende süße Töne, Spiel und Tanz in den goldstrahlenden Sälen, als ob niemals ein Schatten die Erde verdunkelt habe, und keiner ahnte, daß der Tod bereits mit niedersäß an der silberstrohenden Tafel, daß in dem Anklingen der perlenden Champagnerkelche ein schriller Mischklang lauerte.

Am nächsten Morgen durchlief ein erschütterndes Gerücht die Hauptstadt. Auf der Hasenheide hatte in der Morgenfrühe ein Duell stattgefunden zwischen dem Grafen Olsberg von den Gardeulansen und dem Baron Höss von den Potsdamer Husaren, fünfzehn Schritt Barriere, Augelwechsel bis zur Kampffähigkeit des einen Teiles. Hubert Graf Olsberg, der einzige Sohn seiner verwitweten Mutter, war beim zweiten Gange tödlich getroffen niedergesunken und nach wenigen Stunden verschieden.

Ich weiß nicht, wer es gewagt, der jungen Komtesse Herschitz, der unseligen Ursache des Zweikampfes, die furchtbare Kunde zu bringen; ich hörte damals nur, daß Komtesse Hermine bei der ersten Nachricht von dem Duell und seinem tödlichen Ausgang ohnmächtig zusammengebrochen und dann von einem heftigen Nervenfieber ergriffen worden sei. Im folgenden Winter wartete ich vergebens darauf, den Stern des vergangenen Jahres am Himmel der Gesellschaft aufzuleuchten zu sehen. Komtesse Hermine erschien nirgends. Wenn einmal die Rede auf das schöne, geistreiche Mädchen kam, zuckte man die Achseln und meinte, es sei am Ende begreiflich, daß die Komtesse sich scheue,

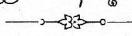
kommen, die ihr in dieser Zeit zwei bis drei Wochen den Haushalt führt. Man kann es nur bedauern, daß es nicht allorts eine Ordensgenossenschaft gibt, die sich, wie z. B. in Süddeutschland der Dritte Orden vom hl. Franziskus, mit der Wochnerinnensplege befaßt. Da ist noch ein Feld für die Charitas.

Durch Wort und Tat können Damen sich an den Bestrebungen zur richtigen Ernährung des Säuglings beteiligen. Eine gut unterrichtete Dame kann z. B. bei Armenbesuchen die oft übrichteten Ratschläge von Tanten und Nachbarinnen durch zweckmäßige ersehen, eventuell ein krankes Kind an den Arzt verweisen. In neuester Zeit sind von ärztlicher Seite nach dem Beispiel Frankreichs und anderer Länder vielerorts Säuglingsmilküchen ins Leben gerufen worden, wo nach ärztlichen Vorschriften für gesunde und frische Kinder die individuell passende Nahrung zubereitet wird. Die Mitarbeit in einer solchen Milchküche, wie sie z. B. in München in einer solchen von Damen des Katholischen Frauenbundes geübt wird, ist recht verdienstlich. Das gleiche gilt von Säuglingskrippen. Interesse und Sinn für Charitas wird noch manches hierher Gehörige finden. Besonders rechne ich hierher, daß man sich mehr als bisher um die Mütter unnehmen möchte, die in der Kümmer, bedenkend, daß die Sorge für die Mutter gleichzeitig eine Sorge für das Kind bedeutet. Ganz absehen will ich hier von der Beteiligung an Veranstaltungen zu Gunsten von Säuglingsheimen, -Spitälern etc. Nicht wahlloses Wohltun jedoch hilft; Wohltun schadet, wenn es den Empfänger energielos, träge zur Mitarbeit und Selbsthilfe macht. Deshalb handeln wir so, daß wir die natürlichen Ernährer zu stützen, nicht zu ersehen suchen. Suchen wir gleichzeitig die Eltern zur Pflichterfüllung gegen die Gesundheit der Kinder zu erziehen. Dann wird unsere Arbeit auch bei den nachfolgenden Kindern nützen.

Doch der Arzt versteht seinen Beruf, der Charitasfreund, der hier mitarbeiten will, seine Aufgabe schlecht, wenn er glaubt, damit genug getan zu haben. Denn nochmals; die Wurzel des Übelns ist ja zumeist die Not. Dort müssen und sollen wir einsetzen. Wer darum mitarbeitet an der geistigen und materiellen Hebung des Volkes, arbeitet mit an der Volksgesundheit, hilft mit, die große Säuglingssterilität herabdrücken.



Das Menschenherz.



Das Menschenherz, so klein es ist,
Du wirst es nie begreifen;
Darin wohnt Eintracht neben Stolz,
Drin Hass und Liebe reisen.

Das Herz ist deines Lebens Grund,
Die Werkstatt der Gefühle.
Es treibt dein Uhrwerk Stund' um Stund',
So wie das Rad die Mühle.

Drin rauscht der Freude heller Strom,
Des Leidens schwarze Fluten,
Von jeder Lust birgt's ein Atom,
Vom Bösen und vom Guten.

Drum greife kühn in diesen Raum
Und lerne ihn verwalten;
Schau zu, was Wirklichkeit und Traum
Und was du mußt behalten!

Mein Herz ist jung und deines alt,
Sie hämmern in der Klausur,
Und beide liegen, ach, wie bald,
Tauslos im Totenhause!

Herm. Pöll.



den Boden der Residenz, wo ihr Lebemut zu einem so tragischen Ereignis Veranlassung gegeben, schon jetzt wieder zu betreten, sie werde jedenfalls im nächsten Jahre zu neuen Triumphen auf der Bildfläche erscheinen. Aber Komtesse Hermine täuschte auch im folgenden Winter die Erwartungen ihrer Freunde wie ihrer Feinde.

Sie saß einsam auf dem Gute ihres Bruders in irgend einem weltverlorenen Winkel der Provinz und traurte wohl noch immer um den heimlich geliebten Baron Hossen, der nach Verbürgung seiner Festungs-haft sich gänzlich von ihr zurückgezogen, hieß es hämisch da und dort. Dann war sie verschollen. Die Großstadt, in der die Welle die Welle treibt, ist schnellebig und vergeßlich; der Strudel des Lebens reißt alles mit sich, was nicht fest und sicher aus dem Strome emporragt. Nach zwei, drei Jahren sprach kein Mensch mehr von der Komtesse Herschau und dem mit ihrem Namen verknüpften Duell. Ich selbst wurde bald darauf versetzt und hatte der aufregenden Begebenheit kaum noch gedacht.

Aber die Fäden der Geschichte sind wunderbar gewoben und laufen noch wunderbar ineinander. Hier in der westfälischen Irrenanstalt hatte ich die gefeierte Schönheit wieder gesehen als arme, demütige Ordensfrau, hatte sie, die zart erzogene, vor jedem, Auge und Ohr peinlich berührenden Gegenstände ängstlich behütete Welt dame, gefunden als Schwestern und Pflegerin von Kindern, deren geistige und körperliche Verfassung ihr Feingefühl täglich und ständig beleidigen, deren Anblick allein eine fortgesetzte Marter für sie sein mußte.

Und dennoch, wie ich sie mir wieder vergegenwärtigte: — am morgen an der Spitze der erlebten Schar, die sie zum Tische des Herrn führte, und jetzt, das blödste Peterchen auf dem Arme, mit einem Strahle der Liebe in dem schönen Auge, edler und höher als aller Glanz der Mutterliebe; da fühlte und wußte ich, daß Schwester Angela glücklicher sei, als Komtesse Hermine je gewesen. Was die eine gefehlt in leichtsinnigem Jugendübermut, die andere hatte es gefühlt und fühlte es noch in ernster selbstgewählter Buße.

Tief bewegt von den auf mich einstürmenden Gedanken, erfüllt von Hochachtung vor einer Religion, welche den Menschen so über sich selbst hinausheben und die Sünde sogar zu einer Stufe an der Himmelsleiter werden lassen kann, schritt ich durch die hallenden Gänge und fand mich erst wieder, als unter der Türe des Speisesaales mein liebenswürdiger Reisefreund mir

entgegentrat, die kleine Schwester zärtlich an der Hand haltend.

„Herr Oberstabsarzt, ich möchte — —. Aber mein Gott,“ unterbrach er sich selbst, „was ist Ihnen denn? Wie sehen Sie aus?“

Ich strich mit der Hand über die Stirne und sagte mit einem schwachen Versuch zu scherzen: „Ich habe Gespenster — nein, gute Geister gesehen, deren Anblick mich mehr ergriffen hat, als ich selbst geglaubt haben würde. Schwester Angela —“

„Ah,“ fiel Emma Forster ein und die glanzlosen Augen belebten sich. „Sie waren mit Schwester Angela oben bei den franken Kindern?“

„Ja, ja,“ nickte ich der eifrigen Fragerin zu.

„Und Sie hat Ihnen die traurige Geschichte vom Hähnchen und Hühnchen erzählt? O, wenn Schwester Angela uns abends davon spricht, müssen wir alle weinen.“ Und schon begannen die Augen des Kindes sich mit Tränen zu füllen. — „Aber schöner noch ist es,“ fuhr sie zutraulich fort, sich dichter an meine Seite drängend, „wenn Schwester Angela uns vom Christkindlein und der lieben Muttergottes erzählt, von dem Heilande, der aus Liebe zu uns — —“

Die Kleine stockte, sie hatte augenscheinlich den Faden verloren, aber sie schaute nach einem kurzen, verlegenen Schweigen so glückselig, so unschuldsvoll, fromm und gläubig zu mir auf, daß ich mehr denn je mich überzeugt fühlte, der Herr habe gern Wohnung genommen in diesem reinen Herzen trotz der mangelnden Geistesgaben.

„Ihr habt Schwester Angela wohl recht lieb?“ fragte ich nach einer Weile.

„Lieb? O so lieb! so lieb!“ und das wortlange, schüchterne Mädchen wurde ganz beredt in dem Preise der treuen Erzieherin.

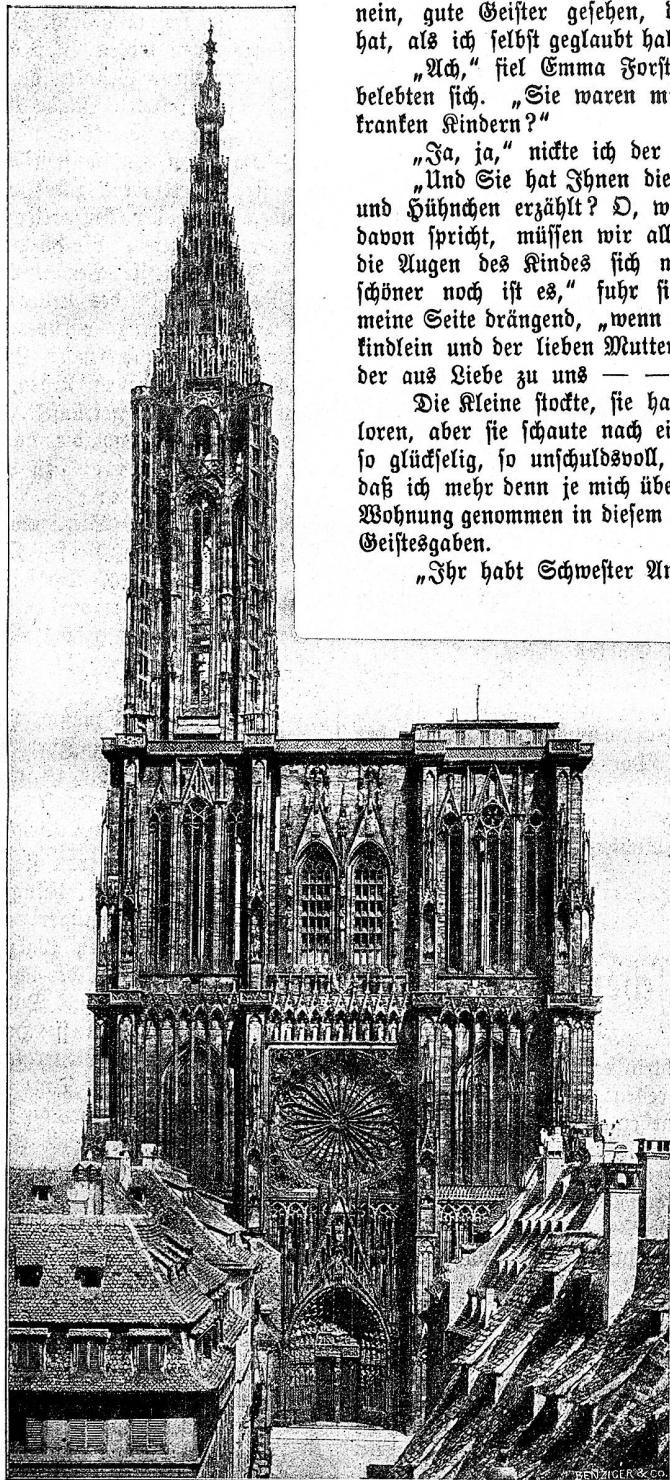
Schwester Angelas Name war der Bannspruch, der alle bösen Mächte beschwore, der feste Halt und Hort dieser unglücklichen Geschöpfe. Ihr Lob erklang gleichmäßig aus dem Munde der ihr mit bewundernder Liebe anhangender Kinder, wie aus dem ihrer neidlosen Mitschwestern.

Schwester Angela und Signora Baldina! So gleich in mancher Beziehung war der Anfang ihres Lebenslaufes gewesen und wie verschieden nun ihr Ausgang! Ich hatte mich bei der Oberin nach der Sängerin erkundigt und den traurigen Bescheid erhalten: „Unheilbar!“

Kurz nach Mittag nahm ich Abschied von Bellendorf. Als ich schon im Wagen saß und meinem zurückbleibenden Gefährten, der eigentlichen Veranlassung dieser merkwürdigen Wiederbegegnung, freundlich Lebewohl winkte, umfaßte mein Blick noch einmal die mächtigen Bauwerke, die hohen Mauern,

die schier endlosen Fensterreihen, den Turm der Kirche und den am Bergabhang liegenden Friedhof der Anstalt. Dort oben betete und büßte Schwester Angela, und dort unten würde sie einstens, wenn ihre Sühne vollendet, im Schatten des Kreuzes ruhen.

Seltsame Wandlung des Geschickes! Wunderbare Verkehrung des Fluches in Segen!



Strasburger Münster (vordere Ansicht).

Zum Segen, ja zum reichsten Himmelssegens für viele ist das einst gedankenlos vergebene Leben der schönen Comtesse Hermine Herschaz geworden, und ich selbst segne noch heute die Stunde, in welcher der Eisenbahnunfall mich, statt nach Hannover in die Oper Mascagnis, nach Wellendorf in das Irrenhaus führte.



Unkraut streuen.

I.

S'ist ein ganz junges Mädchen vom Lande das Dienstmädchen der Frau Verwalter, unverschoren und ungewandt. Erst seit einigen Wochen ist es da; heute schnürt es den Bündel. Es hat fast den Tag nicht erwarten können, an dem es endlich das „gelobte Land“ betreten konnte. Schöne Kleider, städtischer Schnitt, Leckerbissen, daneben ein schöner Baizen frei verfügbares Geld — das waren Babettens Träume von einer Stelle in der Stadt. Daß es auch Pflichten zu übernehmen und zu erfüllen gebe, daran dachte sie am allerwenigsten, und die Mutter hatte auch vergessen, ihr davon zuspicken. Es wird sich schon von selber machen.

Und es gab sich von selbst, nämlich das, daß die Illusionen schwanden und die unbändige Freude in Heimwehtränen sich auflöste, als die Frau Verwalter des Mädchens Augen und Sinn bei der Arbeit haben wollte und zuweilen vom Spaziergang durchs Fenster zurückholte. Noch mancher Tadel mußte sich Babette gefallen lassen, als der Kommissionengang in die Stadt durch das Gaffen vor den Schaufenstern sich allzu sehr in die Länge zog; als schon das erste Trinkgeld in Chokoladentäfelchen umgewandelt wurde; als Babette sich als erste zu Tische setzte und sich unbekümmt der andern mit dem Besten bediente; als sie am Morgen nach der daheim geduldeten Gewohnheit nicht aus den Federn wollte usw. Die Frau Verwalter war eine gute, verständige Frau und schrieb die Verschüsse der Jugend und der Unverschorenenheit zu; sie rügte mit sanftem, ruhigem Wort und war gleich nachher wieder gut. Das Mädchen, das nicht bösen Willen hatte, fing an einzusehen, daß die Herrin es gut meine und versuchte ihren Willen zu tun. So begann das Verhältnis sich für beide Teile gut zu gestalten. „Ich glaube doch, ich bring's mit der Babette fertig,“ sagte die Frau Verwalter eines Abends zu ihrem Manne.

Doch schon am folgenden Tage wurde ihre Geduld wieder hart auf die Probe gestellt.

Babette kam wieder erst aus dem Zimmer, als Frau Verwalter selber das Frühstück gerichtet hatte für die zur Schule sich rüstenden Kinder. „Spalte dich nun,“ gab sie dem Mädchen mit auf den Weg, als dieses sich endlich zum Ausgang anschickte. Doch über einem durch die Straßen wandernden Festzug war die Mahnung und die Hälfte der Aufträge bald vergessen. Als

die Säumige endlich mit dem halbleeren Korb zurückkehrte, drohte der Geduldsfaden der langmütigen Frau doch zu reißen und sie verdeutete Babette mit etwas mehr Tenor, das Vergessene nachzuholen.

Die Frau Krämerin im Spezereiladen las Babette das kleine Gewitter von den Augen ab und legte gerne noch einen Funken hinein, war sie doch der Frau Verwalter noch etwas schuldig, weil sie ihr verdeutet hatte, dem Mädchen keine Chokoladenstengel mehr zu verkaufen. „Hat die Gnädige heute wieder einmal nicht den Guten? Weiß schon, wie sie's kann, sie wirb's Ihnen nicht besser machen als den andern. Doch die haben sich nicht lange traktieren lassen, s'gibt noch andere bessere Plätze genug, wo man die Finger streckt nach solch jungen, starken Mädchen.“ Und zur Bekräftigung ihres Wohlwollens ließ sie nun den Chokoladenstengel gratis mitlaufen. „S'wird schmal genug hergehen drüber.“ —

Das schlug ein. Vielleicht war's anderswo doch so, wie Babette einst geträumt, da wär's doch albern, wenn man sich das Regiment gefallen ließe und zudem noch den beschiedenen Eistlingslohn.

Von jetzt an war's aus mit Babettes Geselligkeit; bei jeder kleinen Reklamation — und deren waren eben bei aller Nachsicht noch viele nötig — gab es eine saure Miene und schnippische Antworten. Da hörte aber die Langmut der guten Frau Verwalter auf, sie duldet Troß ebenso wenig an den Mädchen wie an den eigenen Kindern. „Entweder fügen Sie sich, oder Sie können gehen!“

Babette zog letzteres vor. Sie rechnete auf die Hilfe ihrer guten Freundin im Spezereiladen, die ihr das Tor zum Schlaraffenland schon öffnen werde. Aber so weit ging deren Freundschaft doch nicht, sie hatte diesen Ausgang nicht berechnet und wollte auch nicht die Hände darin haben, und damit Verwalters Freundschaft verlieren. So wies sie das Mädchen an eine Stellenvermittlerin.

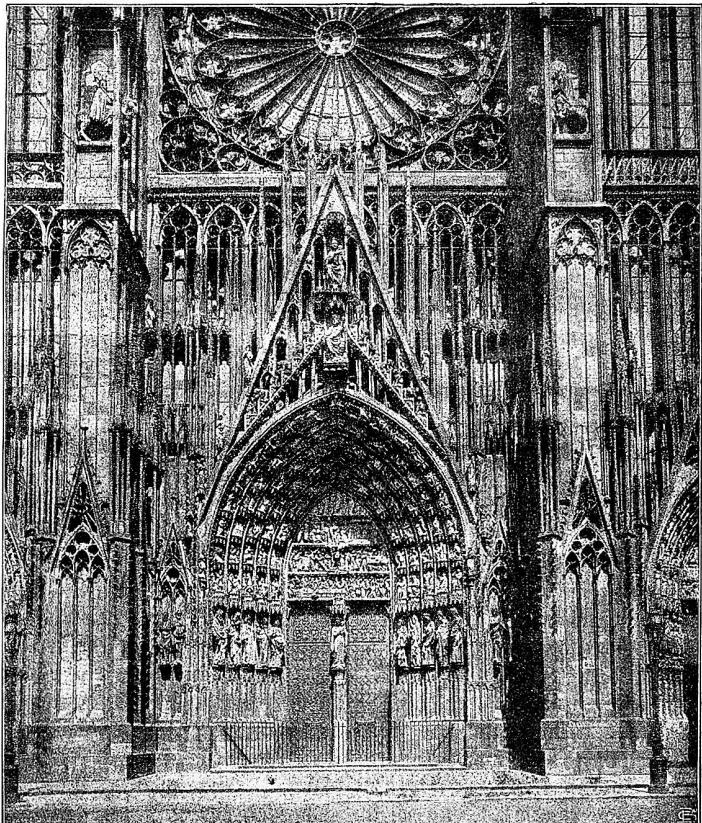
Heute tritt nun Babette die neue Stelle an als Biermädchen in einem Restaurant geträumte Glück findet, oder vielleicht nicht bald genug mit den bitteren Früchten des gestreuten Unkrautes zu rechnen bekommt?

II.

Sonntag Nachmittag! Die Städter zogen hinaus aus den dumpfen Gassen ins freie Land. Die Sommerwirtschaft Flora mit ihrem geräumigen, schattigen Garten zählte heute besonders viel große und kleine Gäste.

Etwas abseits von den übrigen saß Herr Professor N. mit einem blässen Bierjährigen, offenbar Vater und Sohn. So lange das große Shrupglas noch etwas Inhalt aufwies, gönnte der Kleine dem Papa für Bier, Zigarren und Zeitung ebenfalls ungestörten Genuss; dann aber richtete er so viele „Warum“ an den Papa, daß dieser einsah, daß die Politik vor dem übernommenen Hüteramt zurückzutreten hatte.

Wo ist denn das Mütterlein? Wir werden gleich hören.



Strasburger Münster (Hauptportal).

Die noch leeren Bänke nebenan wurden mit Neuankommen-
den gefüllt: eine kinderreiche Familie unter dem Patronat von
Vater und mehr noch einer zielbewußt auftretenden Frau Mutter,
die die Jungmannschaft an ihre Plätze beorderte und sie behend
mit Es- und Trinkwaren versorgte, den kleinsten Hosenmann
an ihre Seite setzte und nebenbei noch das ganz Kleinsten wägelte.
Der Herr Gemahl durfte bloß zuschauen und etwa noch Zahl-
meister spielen. Selbst für die Umgebung hatte die Gewandte
noch Auge: „Warum ist Frau Gemahlin nicht mitgegangen?“
forschte sie bei Herr Assessor.

„Wir hatten Familienzusammenkunft“, beschied dieser, „meine Frau
hat sich noch nicht erholt, sie ist etwas stark mitgenommen.“

„Ah sie geht n o c h n i c h t aus,“ meinte jetzt gelehnt die
surchbar kräftige. Und mein Kind ist nur zwei Tage älter,
aber ich bin schon lange wieder an meinem Posten, habe mich
bei keinem länger gepflegt als höchstens 8—10 Tage. Mein
Mann würde sich bedanken, die Wärterin länger im Hause zu
haben, oder selber die Kindsmagd zu spielen. Uebrigens über-
treiben es die Herren Ärzte mit dieser neuen Verordnung,
zwei bis drei Wochen zu liegen; dabei werden die Frauen nur
elend und extragen nachher erst recht nichts mehr. Da soll
man einmal unsere Großmütter fragen, da wars noch anders.“

Der Herr Notar war im Grunde ein guter Chemann, der
seine Frau liebte, er schnitt, sich mit seinen Kleinen zum Weg-
gehen anschickend, der Redseligen das Wort ab: „Meine Frau
ist sehr zart.“

Jedenfalls hätte er seine Zarte nicht an diese Robuste ge-
tauscht, die mit ihrer Gesundheit und Kraft prahlte, als wäre
sie nicht Geschenk, und als berechtigte sie, auf andere, die davon
weniger haben, verächtlich herabzusehen.

Aber einen kleinen Stachel hatte der Vergleich doch zurück-
gelassen: „ob sie nicht doch etwas recht haben könnte mit dem
„Sichgehenlassen“?“

Daheim wartete ein blasses Frauchen auf die Rückkehr der
Ausgegangenen, denen sie mit einer Träne im Auge nachge-
sehen hatte. O, sie wäre so gern da und dort auf ihrem Posten,
aber sie fühlte ihr Unvermögen. Ob ihr Mann für dieses die
Geduld nicht verlieren würde? Gewiß, sie wollte mit doppeltem
Gleichmut ihre Leiden tragen und trotz dieser Versuchen, doch recht
heiter sich zu zeigen, dem Gatten und dem Kinde zu lieb.

Einfühlig kamen die beiden nach Hause; Frau Anna be-
obachtete es mit jenem Gefühl der Empfindsamkeit, das so gern
Hand in Hand geht mit körperlicher Schwäche.

„Wirst du versuchen heute aufzustehen?“ fragte Herr N.
am andern Morgen seine Frau im Weggehen.

Frau Anna fühlte die leise Mahnung heraus und war trotz
dem Unbehagen, das sie spürte, und trotz den Einwendungen
der Wärterin beim Mittagstische. „So ist's recht“, meinte der
heimkehrende Gatte, durch seinen Erfolg ermutigt, „nun wirst
du täglich kräftiger und kannst bald die kleine Else selber
pflegen.“ Nach acht Tagen versuchte Frau Anna auch dieser
Aufforderung nachzukommen. Doch die Kleine war das Kind
ihrer Mutter, zart und deshalb „vielbrüchig“. Die mühevolle
Pflege und die Sorge um das zerbrechliche Geschöpfchen nagten
an der schwachen Gesundheit der jungen Mutter. Aber, ob sie
es in der Angst um das Kind kaum recht fühlte, oder ob sie
mit aller Energie gegen ihre Schwäche ankämpfte, — sie sprach
zu ihrem Mann nie von ihren Leiden. So beobachtete es dieser
auch nicht, daß sie mit jedem Tage blasser wurde. Erst als
eines Tages der Arzt zu den Kleinen gerufen wurde, erklärte
dieser Herr N.: „Ihre Frau ist kräcker als das Kind“. Die
Symptome ließen darauf schließen, daß sie sich, wohl zu früh
aus dem Wochenbett aufstehend, in der anstrengenden Pflege
des Kindes ein ernstes, kaum mehr zu heilendes Unterleibs-
leiden zugezogen hat. Es lassen sich bei zarten Frauen nicht
dieselben Normen ziehen wie bei den kräftigen.

Die Befürchtung des Arztes hatte allen Grund. Frau
Anna ist nie mehr ganz gesund geworden.



Brief an den Verfasser der „Alpenrosen mit Dornen“.*

Von einem „Wibervolk“.

**

(Schluß.)

Abgesehen von den erwähnten und den übrigen „Schlenkerer“ bemerkst man aber, wenn man genauer zuseht, daß Sie in Ihrem Buche den Frauen Ehre, sogar recht viel Ehre erweisen. Die erste Person, von welcher Sie sprechen, gehört diesem Geschlechte an, ist eine unansehnliche alte Jungfer, und deren Gabe, der Strauß Alpenrosen, macht bei Ihnen der Unschlüssigkeit ein Ende, welchen Titel Sie dem Buche geben wollen. Zum guten Schluß bringen Sie ein Zwiegespräch mit Ihrer greisen Freundin, der Platane, der Schattenspenderin, vor Ihrer Kartause, der Sie eben durch dieses Zwiegespräch gewissermaßen die Würde eines menschlichen Wesens zu erkennen. Können wir denn noch mehr verlangen, als daß Sie mit uns anfangen und mit uns aufhören? Im Verlaufe des Buches aber treffen wir noch auf sehr viele Stellen, die uns aufrichtig freuen dürfen. „Die Schweizer Frauen sind Persönlichkeiten“, d. h. solche Persönlichkeiten, die verstehen, sich geltend zu machen, sie sind „tapfer“, so daß Sie Respekt vor ihnen haben. Trotzdem Sie auf die Emanzipation, eigentlich mehr auf deren Auswüchse, gar nicht gut zu sprechen sind, lassen Sie sich doch die Frauenbewegung in der Schweiz gefallen, weil Sie gefunden haben, daß dieselbe in ganz vernünftigen Grenzen sich bewegt. Sie sprechen höchst anerkennend von mancher braven Mutter, liebenswürdigen, stillen und freundlichen Gattin, klugen Hausfrau, guten, ja hochherzigen Schwestern, denen Sie begegnet sind. Wie dem gehorsamen Mädchen von Schwyz, das sich seine beschwerliche Last versüßt durch den Gedanken: „Was die Eltern verlangen, das muß man gerne tun,“ — so winden Sie auch ein Kränzlein der alten „Hauserin“ des Toggenburger Pfarrers, weil sie ihrem Herrn vieles erspart, indem sie ihm die schwarzen Tuchröcke selbst webt, näht und schneidert. Im Gegensatz zu vielen auf der Reise gar hochfahrenden Herren und Damen fanden Sie es nicht unter Ihrer Würde, achtungs- und vertrauensvoll jeweils nicht nur mit Wirtinnen und Wirtstöchtern, sondern auch mit Kellnerinnen und Zimmermädchen zu sprechen und, wo dieselben ehrenwerte Gefinnung zeigten, ihnen aufrichtiges Lob zu zollen. Warmes Mitleid ergriff Ihr Herz beim Anblick der schwermettigen Aelplerin. Weil Sie auch anderes Herzleid in edelster Weise zu würdigen wissen, gönnen Sie in Ihrem Buche ein Blättchen sowohl dem „Abendlied der armen Mätherin“ von Peter Halter als dem Liede der rätisch-romanischen Jungfrau, die in ihrem Heimweh nach dem fernen Geliebten klagt: „Mir springen die Tränen, und voll ist mein Herz.“ Am meisten Teilnahme widmen Sie der Pfarrerschwester von B., deren Erlebnis Sie zur Erkenntnis führt, „es gebe doch auch unter den Mannsleuten schlimme, herzlose Kreaturen.“

Bei dieser letzten Episode hat mich etwas ernstlich gestört, und das will ich jetzt gerade heraus sagen, trotzdem es der Herr Pfarrer von Freiburg ist, zu dem ich spreche. Nicht gefallen hat mir der folgende Satz: „Von der armen Marie aber höre ich, . . . daß sie bald nach meiner Abreise in ein Kloster gegangen sei, zweifellos, weil der Erwählte ihres Herzens dasselbe gebrochen hat.“ Mag sich in diesem speziellen Falle die Sache verhalten, wie sie will, scheint es mir, es wäre besser, wenn nicht auch von autoritativ katholischer Seite dieser Grund als alleinige Ursache zum Eintritt ins Kloster angegeben würde. Dadurch werden solche Leute, welche die Klöster nur von außen oder vom Hörensagen kennen, in der irrgewissen Meinung und sentimental Ueaffassung bestärkt, hinter den Klostermauern seien lauter Unglückliche beisammen. Hoffe recht sehr, es sei nicht nötig, meinerseits zu versichern, daß einzige und allein die Rücksicht auf diese verkehrte Ansichtung Bieler mich bewogen hat, Ihre Aufmerksamkeit auf den zitierten Satz zu lenken; und zwar hoffe ich, es sei deshalb nicht nötig, weil Sie mich nicht für so einfältig halten werden, daß ich etwa

mir einbilde, ich müsse Sie, Herr Pfarrer, belehren. Als Priester wissen Sie selbstverständlich ebenso gut, daß auch in unserer Zeit alljährlich eine große Zahl Seelen im frischesten Morgenrot der Jugend das Opfer ihrer selbst freudig auf den Klösterlichen Altar niederlegen.

Es mag nun gerade in Einem hingehen, daß ich noch gegen euren andern Satz protestiere, nämlich gegen Ihren Ausspruch, die Heiligen seien in unseren Tagen ausgestorben. Das wollen wir dann doch nicht hoffen oder vielmehr fürchten, Herr Pfarrer! Da ist der Verfasser eines Lehrmittels „Die Kirche“, das in unsern Schulen gebraucht wird, anderer Ansicht. Bei den Kennzeichen der katholischen Kirche wird in diesem Lehrmittel gesagt: „In der katholischen Kirche gab und gibt es immer Heilige . . . Keine Zeit ist ohne Heilige gewesen.“ Also wird es auch die unsere nicht sein! — Auf der Reise durch das Städtchen Baden bringen Sie eine recht liebliche Beschreibung des dortigen Volterlebens in der guten, alten Zeit. Dazu bemerken Sie: „Man hat heute keinen Begriff mehr von der Lebenslust und Ungebundenheit der Menschen, die in den vergangenen Jahrhunderten in diesem ältesten Bade Süddeutschlands zusammenkamen.“ Wenn es aber in einer Zeit, da der Becher der Lust derartig überschäumte, erwiesenermaßen Heilige gegeben hat, so brauchen wir heute, trotzdem „die Lumperei allgemein ist, und die Vergnügungen das ganze Jahr fortgehen“, nicht zu verzagen, um so weniger, da Sie selbst von sehr vielen vortrefflichen Menschen zu berichten wissen.

In Mariastein haben Sie, schon bevor Sie zu Ihrem pessimistischen Ausspruch Veranlassung nahmen, einen hl. Aloisius gefunden; die Genügsamkeit eines Chorherrn zu Münster erscheint Ihnen „heiligmäßig“; da und dort tritt ein „Nummero-Eins-Mann“ auf, auch ein „Mann nach dem Herzen Gottes“, ein „Ideal-Priester“, ein „Musterpfarrer“; unter der „geldarmen“ Geistlichkeit der Schweiz treffen Sie „goldene Priester“; die durch das Volk wählbaren und, Ausnahmen abgesehen, meist gering besoldeten Pfarrer nennen Sie immer und immer wieder „Märtyrer“, möchten eher Köchin, eher Sigrist, eher Wegwart sein, als Pfarrer in der Schweiz. Weil diese Pfarrer aber nicht streiken, sondern sich mit ihrem „Bettlergehalt“ zufrieden geben, führt eine logische Ideenverbindung zu dem Spruche: „Wenig bedarf der Weise, weniger der Heilige“. An einer Klosterstafel beobachten Sie „lauter abgehärmte, asketische Mönchsgesichter“, der P. Gastmeister ist die „Güte und Geduld zu Pferd“, und der Bruder Koch gehört nach Ihrem Urteil zu jenen wahrhaft frommen, kindlichen Seelen, welchen das Wort des Heilandes gilt: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich.“ Auch mit einem Kapuziner „von altem Schrot und Korn“ werden Sie bekannt, dessen jüngern Ordensbruder Sie charakterisieren als „eine stille Seele mit milden Kindesaugen, die Sanftmut und Bescheidenheit selber“.*)

Außerdem erfreuen Sie sich an dem „frommen, fleißigen Hirtenwölklein“, den fröhlichen, echt katholischen Sennern mit ihrem uralten Alpsegen oder Betruf; das letztere gefällt Ihnen so gut, daß Sie fragen: „Ist das nicht Poesie und Religion in schönem Bunde, und muß der Segen Gottes und seiner Heiligen nicht auf solchem Volke ruhen?“ Nicht minder lobenswert finden Sie andere, fernige Alpenbewohner, die alle Tage eifrig mit ihrem Vater zum Gotteshause eilen, um dem Herrn und seiner Mutter das ganze Psalterium aufzuopfern, und widmen Sie eine anerkennende Erwähnung jener Mutter, die an jedem Abend nach dem Familienrosenkranz noch einen be-

* Da hier von Kapuzinern die Rede ist, so sei es mir gestattet, ein Wort der Verteidigung anzufügen zu gunsten der H.H. Patres von S., mit welchen Sie scharf ins Gericht gehen, weil ein Zettel am Klosterereingang besagt, daß für falsches oder abgerufenes Geld keine hl. Messen gelesen würden. Gelegentlich vernahm ich, daß leider ein „Wibervolt“ wiederholt Ursache bot zu dieser wirklich gerechtfertigten Mahnung, und zwar keines der untern Stände. Von unjern guten Patres Kapuziner ist hingegen schon zu erwarten, daß sie trotz des „Judenzettsels“ Gnade für Recht ergehen lassen werden, wenn ein „armes Schweizerweiblein“ in Unwissenheit solches Geld bringen sollte.

sondern auf den Knieen betete für ihren fernen Sohn, so lange er — in Vorbereitung auf das Priesternet — Student war.

Sie selbst bezeugen also überzeugend, daß es nicht gar so schlimm steht mit dem Glaubensleben in unserer Zeit. Das lärmende Tagesgetriebe bietet freilich nicht den günstigsten Boden für dessen Entfaltung und Würdigung. Sicher gibt es aber auch heute noch „Menschenseelen, die fern der Welt in Verborgenseit und Niedrigkeit ihren Gott loben und Blumen und Früchte tragen für die Ewigkeit, denjenigen Blumen gleich, die in der Einsamkeit blühen und sterben, nur sichtbar dem Auge ihres Schöpfers.“

Bei der Rückkehr in die Heimat rufen Sie, wohlbefriedigt von Ihrer schönen Rundfahrt und noch mehr von den Menschen, die Sie neu kennen gelernt haben, erhobenen Herzens aus: „Was wäre die Erde mit all ihrer Herrlichkeit, mit ihrem Sonnen-Auf- und Untergang, mit ihrem Frühling und ihrem Sommer, mit ihren Alpen und ihren Strömen ohne den Menschen? Eine Einöde und ein Schauspiel ohne Zuschauer. Der Mensch ist der Hohepriester, der den Schöpfer der großen Natur erkennen und für sich und alle Geschöpfe die Hände falten soll zu dem, der alle diese Wunder geschaffen hat.“

An diese hohe und hehre Bestimmung des Menschen werden Sie gedacht haben, und an die Hindernisse, die der Erreichung des Ideals entgegenstehen, als Sie seufzten: „Wie schwer ist es, ein Mensch zu sein und als Mensch auf Erden zu wandeln!“ In dem Sinne muß man Ihnen gewiß beipflichten. Wenn Sie aber alles grau in grau sehen, wenn Sie Ihr Geburtstagsfest und den 1. Jänner als Trauertage bezeichnen und sich selbst als Pechvogel, — nein, da kann man nicht einverstanden sein. Wer mit so viel Empfänglichkeit für die Groftaten Gottes in der Natur ausgestattet ist und sie, kutschiert vom „Joseph“, so viel ungehemmter und intensiver als andere Menschen auf sich einwirken lassen kann, rechnet sicher falsch, wenn er der Meinung ist, er habe im Jahr nicht mehr als zehn Stunden Freude am Leben. Pfarrer in einer exzessiven Residenz sein und dabei die Welt mit schönen Büchern, eines um das andere, beschicken, das kann nur ein Bevorzugter unter den Menschenkindern. Außer der Bitte um „ein gnädiges Urteil“ über mein Untersagen im ganzen und im einzelnen, spreche ich deshalb zum Schlusse herzhaft den Wunsch aus: Gott möge es, daß Sie die genannten Werkstage des Lebens — nicht als Trauer- sondern als Freudentage — in unvermindertem Interesse für die Natur und die Bewohner dieses „Scheusals“ von Welt und in rüstiger Schaffenskraft noch recht vielmals wiederkehren sehen!

M. Arenburg.



Die hl. Radegundis, Magd.

(24. August. — † 1290.)

Nach Dr. Billesheim.

Die hl. Radegundis wurde wahrscheinlich zu Wolfratshausen bei Augsburg von armen Eltern geboren. Sie lebte als Magd auf dem Schlosse Wellenburg und war eine treue Dienerin ihrer Herrschaft. Alle Zeit aber, welche sie in ihrem Dienste erübrigte, widmete sie dem Dienste der armen Kranken. Sie ließ sich nicht abhalten, durch den finstern Wald, in welchem Raubtiere hausen, häufig zu einem benachbarten Spitäle zu gehen, wo sie den Kranken die niedrigsten Dienste leistete.

Einst hatte man sie bei dem Herrn verklagt, sie stehle im Hause Nahrungsmittel, um sie den Kranken zuzutragen. Als der Burgherr sie im Walde überraschte und ihr Bündel öffnete, fand er einen Topf mit Lauge, Bürsten und Kämme darin, womit sie die Ausätzigen reinigen wollte. Einst war sie auch wieder durch den Wald gegangen und kam nicht zurück. Besorgt suchte man nach ihr und fand sie in ihrem Blute. Wölfe hatten sie überfallen und todwund gebissen. Nach drei Tagen starb sie eines seligen Todes. Die Herrschaft ließ sie neben

dem Hospital begraben und eine Kapelle über dem Grabe erbauen.

Das Andenken der hl. Radegundis ist bis auf diesen Tag ein gesegnetes geblieben. Im Jahre 1691 wurden ihre Gebeine feierlich erhoben und von der Gräfin Fugger von Wellenburg in ein seidenes goldgesticktes Gewand eingehüllt. Im Jahre 1820 wurden sie mit großen Feierlichkeiten in Waldberg, in der Diözese Augsburg, beigesetzt. Dort wird jährlich am vierten Sonntag nach Pfingsten ihr Gedächtnis begangen.

Dass der hl. Radegundis das große Unglück wiederfuhr, einsam im Walde von Wölfen angefallen zu werden und große Schmerzen zu leiden, soll eine Strafe Gottes für eine lästige Sünde gewesen sein. Wie viel größer sind die Leiden, welche viele im Stande der Gnade nach einem frommen Leben voll reicher Verdienste hingeschiedene Seelen im Fegefeuer leiden.

Die Sünde, auch die kleinste lästige Sünde, ist ihrer Natur nach das größte Übel, weil sie eine Beleidigung Gottes ist. Man darf deshalb niemals glauben, in kleinen Dingen Gott ungestraft beleidigen zu können.

„Sollte auch die ganze Welt zugrunde gehen, sollten mehrere, ja unendlich viele Welten voller Geschöpfe zu nichts werden, so müßte doch ein jeder dies eher zulassen, als nur durch die geringste Sünde Gott beleidigen.“

III. Anselmus.



Institut Marienburg

(Wykon, St. Luzern. In der Nähe der Stationen Reiden und Zofingen.)



Wiederum darf das herrlich gelegene Institut Marienburg auf ein gesegnetes Arbeitsjahr zurückblicken, in dessen Lauf mit Gottes Hilfe viel Gutes gestiftet und geschaffen wurde.

Auf der Marienburg weht eine herrliche Luft. Rein und erfrischend umgibt sie die muntere Schar der lieben Institutschöchter, welche sich so glücklich fühlen im dortigen heimeligen Familienleben. — Aber auch die geistige Lust, welche hier oben weht, erfrischt Herz und Sinn, denn der Ton des Benediktinerordens ist bekanntlich ein äußerst schöner und wohlriender. Hier mutet er uns besonders erquickend an. Vor allem sind die ehrenwerten Benediktinerinnen der Marienburg bestrebt, den ihnen anvertrauten Töchtern eine gute und religiöse Erziehung zu geben und denselben all jene Fähigkeiten und Kenntnisse beizubringen, welche heutzutage zum guten Fortkommen im Leben draußen dienen. Dabei ist für jedes Alter und für jede Verabigung Vorsorge getroffen.

Die sechsklassige Primarschule bietet schon jüngern Mädchen einen guten Unterricht in den gewöhnlichen Schulfächern und Handarbeiten, während die zweiklassige Sekundarschule und der Seminarlkurs für die weitere und weiteste Ausbildung der größeren Töchter sorgen. Auch der so nützliche und vielbegehrte Haushaltungskurs fehlt auf der Marienburg nicht. Auf Wunsch wird den Töchtern auch eine gute praktische Anleitung im Kochen, wie in den übrigen Haus- und Gartenarbeiten erteilt. Selbstverständlich fehlt der französische Sprachkurs auch hier nicht. Dazu kommt ein gründlicher Unterricht in allen weiblichen Handarbeiten und es ist gute Gelegenheit vorhanden zur Pflege der edlen Musika. Da wird auf besondern Wunsch Unterricht im Klavierspiel, Harmonium, in Gitarre und Zither zu sehr beschiedenen Taxen erteilt. Den tit. Eltern wird auch noch eine große Erleichterung der Nebenauslagen geboten, indem die teuren Schulbücher jetzt mietweise sehr billig vom Institute zur Verfügung gestellt werden. Auch die Poësie wird auf Marienburg gepflegt. Das haben die reizenden Aufführungen zu Weihnachten und zur frohen Faschingsszeit, sowie die schöne Schlussprüfung bewiesen. Das sehr gut geführte Institut sei daher

den tit. Eltern und Vormündern bestens empfohlen. Der Preis des Schuljahres beträgt nur 400 Fr., also sehr billig in Anbetracht der reichlichen, guten Kost und der gesunden, auch zur Kur und als Erholungsort dienlichen Lage.



Der Lavendel oder die Spieke.

Nach E. M. Zimmerer.



Er erreicht wie der Rosmarin bei uns eine Höhe von 50—60 Centimeter, wird aber in den südlichen Ländern höher. Früher schon wurde er zu Waschungen und Bädern benutzt, daher auch sein aus lavare, waschen, gebildeter Name. Ehemals legte man allgemein auch das Kraut zwischen das Leinenzeug, um diesem einen angenehmen Geruch zu verschaffen und verschiedenes Ungeziefer davon fern zu halten; heute tut es kaum mehr eine alte Bauersfrau. Ich habe indessen durch Erfahrung die Überzeugung, daß Wäsche und Kleidungsstücke, die mit dem aromatisch-würzigen und reinigenden Geruche des Lavendels durchzogen sind, eine Art Schutzhülle gegen ansteckende Krankheiten bilden. Aber diese Pflanze wird nur noch „verschämt“ gezogen in irgend einem Winkel des Gartens, wo sie ein kümmerliches Dasein fristet; giftige Biergewächse haben sie verdrängt und nehmen mit unverschämter Dreistigkeit einen Platz ein, der ihnen so wenig gebührt. In einem einfachen Haussäcklein sollte man überhaupt nicht mit der „Mode“ gehen wollen, sondern die alten, guten, heilkraftigen, nur zu bescheidenen und in Wirklichkeit oft so hübschen und zierlichen Gewächsen hegen und pflegen; denn da wo sie stehen, sind sie wie eine Schildwache für unsere Gesundheit. Der Lavendel hat, ähnlich dem Rosmarin, linealische lange, schmale Blätter, mit umgebogenem Rande und krautige, gerade aufsteigende vierkantige Reste, die in eine blaue, unterbrochene Blütenähre endigen.

Er enthält ein balsamisch duftendes heißes ätherisches Öl, das als Lavendelöl zu Parfümerien benutzt wird, aber auch in der Apotheke erhältlich ist. Sein Geschmack ist angenehm bitter. Der Lavendel wird vielfach, wie der Rosmarin, in der Heilkunde gebraucht; gebräuchlich sind die Blätter und Blüten der Pflanze.

Innerlich verwendet man noch hin und wieder das Lavendelöl in ganz kleinen Gaben zu einigen Tropfen in etwas Wasser oder auf Zucker bei Ohnmachten, Schlaganfällen, Herzklöpfen u. s. w.

Besonders aber leistet dieses Öl vortreffliche Dienste bei Verdauungsschwäche und Appetitlosigkeit, bei Blähungen, Kopfschmerzen und Unwohlsein, die durch Gase hervorgerufen werden. Und Pfarrer Kneipp versichert, daß dasselbe von ihm auch bei Hypochondrie und Gemütskrankheiten mit dem besten Erfolge angewendet worden sei. Dieser große Doktor und Helfer in Not und Gefahr gab das Spielöl täglich zweimal je zu 5 Tropfen auf Zucker.

Äußerlich wird Lavendelabsud zu Bädern, Umschlägen, Waschungen u. s. w. wie der Rosmarin benutzt. Desgleichen streicht man Öl oder Salbe auch auf Wunden, Geschwüre, u. s. w.

Wer Motten und Ameisen aus Pelzwerk, Kleidungsstücken u. s. w. fern halten will, der lege im Kasten Lavendelzweige dazwischen und es wird von diesen Insekten nicht beschädigt werden, da der Geruch des Lavendels dieselben tötet oder vertreibt.

Die Blüten sammle man vor ihrem Aufblühen mit dem Kelche, trockne sie im Schatten und hebe sie gut verschlossen in Blechdosen auf. Auch das Lavendelöl muß im Dunkeln aufgehoben werden. — Mit den Blättern versahrt man wie mit jenen des Rosmarins.

Redaktion: Frau A. Winiförfer, Sarmenstorff (Aargau).

Methode dazu ist diejenige der gründlichsten Lüftung; sodann wird Zimmerdecke und Tapete mit einem mit weißem Tuch umbundenen Kehrbesen von Staub usw. gereinigt. Fenster, Gesimse, Lamperien, Türen, Porzellanöfen, Schwellen und Fußböden werden, wo das ohne Schaden des Delffarbenanstrichs geschehen kann, mit lauem Wasser und chemisch reinem Kaiserborax abgekürtzt. Borax hat für solche Zwecke als beste Eigenschaft die Wirkung eines zuverlässigen antiseptischen Mittels. Nach der Reinigung sollte zu deren Unterstützung und zum Trocknen wieder kräftiger Luftzug die Räume durchziehen, damit guter Schlaf sich einstellen könne. Bei neuen und neu hergerichteten Wohnungen ist ein solches Verfahren ja nicht notwendig, aber bei älteren ist sie zum Wohlbehagen geradezu eine Notwendigkeit, der sich keine noch so durch den Umzug beschäftigte Hausfrau entziehen sollte. Wer ihr nachkommt, ist dann jedenfalls selbst vorwurfsfrei, wenn trotzdem Krankheit im neuen Heim ihren Einzug halten sollte, und hat auch hygienisch für seine neue Wohnung gesorgt; denn der viele Staub, welcher bei einem Umzug in der Luft und an Wänden und Fußböden spielt, ist mit dem Verfahren gleichfalls entfernt.

Redaktion: Frau A. Winistorfer, Garmenstorf (Aargau.)

Garten-Croquetspiele

Gutes Fabrikat

163⁵

Hammerlänge 80 cm für 6	8 Spieler
Naturholz	Fr. 14.50
Fein poliert	„ 17.—
Hammerlänge 90 cm für 6	8 Spieler
Naturholz	Fr. 18.50
Fein poliert	„ 22.50 „ 26.50

Spezialhaus für Spielwaren

Franz Carl Weber, Zürich
60 und 62, Bahnhofstrasse, 60 und 62

KÖCHINNENSCHULE
FREIBURG (Schweiz)
FÜR HOTELS, PENSIONEN, PRIVATHÄUSER
UNTER DER HOHEN AUFSICHT DER
REGIERUNG DES KANTONS FREIBURG
Dauer des Kurses:
Jedes Jahr vom 1. Oktober bis zum 1. Oktober
des folgenden Jahres
Für Prospekte wende man sich an
DIREKTION der MÄDCHENSEKUNDARSCHULE
FREIBURG

Nützliche Winke zur praktischen Erziehung für Eltern und Erzieher.

Von Elise Flury.

Preis Fr. 1.80.

GALACTINA Kindermehl
Die beste Kindernahrung
der Gegenwart 172
22jähriger Erfolg. In Apotheken, Drogerien etc.

Kräftigungs - Bedürftigen jeden Alters gibt St. Urs-Wein wieder ihre Kraft, regt den Appetit an, bildet Blut und stärkt die Nerven. „St. Urs-Wein“ ist erhältlich in Apotheken à Fr. 3.50 die Flasche nebst Gebrauchsanweisung. Wo nicht echt erhältlich, wende man sich direkt an die „St. Urs-Apotheke, Solothurn, No. 57 (Schweiz).“ Versand franko gegen Nachnahme. 148

Abonnier auf die „Schweizer katholische Frauenzeitung“.

Den! Den!

Dienstboten-Hauschatz.

Ein praktischer Ratgeber für Dienstboten in ihrer Stellung, sowie besonders im späteren eigenen Heim mit 98 Abbildungen im Text und auf Tafeln, sowie mit 27 Schnittmusternfiguren.

Das über 400 Seiten zählende, hübsch gebundene Buch zerfällt in folgende Hauptteile:

1. Gedanken über Sparjämigkeit.
2. Praktische Führung des Haushaltes.
3. Praktisches Kochbuch.
4. Ausbessern, Stopfen, Nähen.
5. Praktische Winke und Rezepte.
6. Praktischer Hausarzt.
7. Rechtliche Verhältnisse der Dienstboten.

Kein Dienstbote, keine Hausfrau sei ohne dieses Buch! — Preis Fr. 4.

Kasimir Meyer, Wohlen (Aargau).

Kathol. Knabenpensionat u. Lehrerseminar bei St. Michael in Zug.

168³ R 191 R

Unter der Protektion Sr. Gnaden des hochwst. Bischofs von Basel-Lugano. Geleitet von Weltgeistlichen. — Realschule, Unter gymnasium, Lehrerseminar, franz.-ital. Vorkurs. Deutscher Vorkurs für Zöglinge, welche aus der Primarschule noch nicht entlassen oder für Besuch der Real- oder Gymnasiasturz nicht vorbereitet sind. Landwirtschaftlicher Kurs. Gelegenheit zum Besuch der Kantonschule und zur Ablegung der Maturitätsprüfung. — Herrliche, gesunde Lage. Große, zweckentsprechende Räumlichkeiten. Zentralheizung. Elektr. Beleuchtung. — Eintritt den 2. Oktober. Prospekte gratis. Die Direktion.

Mit „Enterorose“

heilt man rasch und sicher

Magen- und Darmkrankheiten, Brechdurchfall der Kinder,

Ernährungsstörungen im Säuglingsalter, akute und chronische Diarrhöen der Erwachsenen, Darmtuberkulose etc.

Im Gebrauch in staatlichen Krankenhäusern, Kinderspitälern, Sanatorien etc. 4 93¹⁵

Büchsen à Fr. 1.25 und 2.50. In allen Apotheken erhältlich.

Gesellschaft für diätetische Produkte A.-G., Zürich.

Kaiser-Borax

Zum täglichen Gebrauch im Waschwasser und Bad. Das unentbehrlichste Toilettemittel, verschönert den Teint, macht zarte weisse Hände. Bewährtes antiseptisches Mittel zur Mund- und Zahnpflege. Nur echt in roten Cartons zu 15, 30 und 75 cénts.

Kaiser-Borax-Seife 75 cents. — Tola-Seife 40 cents. Spezialitäten der Firma Heinrich Mack in Ulm a. D.

Stgä 1240 g

116¹⁰

1. „Der Kinder-Garten“:

das schönste und beste für Kinder! Eine Hilfe für gute Erziehung. Alle 4 Tage eine nach Text und Bild allerliebste Nummer. Jährlich nur Fr. 1.50 (18 auf. - 15 Fr.).

2. „Jeder Jüngling“, jedes Mitglied

eines Jünglingsvereines hatte „Die Zukunft“! Interessant, belebend, unterhaltend; jeden Monat ein illustriertes Heft. Jährlich nur Fr. 2.40. Sehr nützlich!

3. Für Lehrer und alle Schulumänner empfehlen sich die „Pädagogische Blätter“. Weisfertig, manigfaltig, gediegen, fesselnd und praktisch! Erscheint jede Woche. Preis jährlich nur Fr. 5.—. (Vehramtstand. 3 Fr.)

4. „Jedermann“ abonniere die hübschen Monatshefte „Mariengrässe aus Einsiedeln“! Sehr reichhaltig, spannende Erzählungen, praktische Lehrehrungen, schöne Bilder. In allem das Beste. Kein Haus ohne diese! Jährlich nur Fr. 2.50.

Bestellungen für alles an Eberle & Ritterbach in Einsiedeln.

Die Buch- & Kunstdruckerei Union

Solothurn *

empfiehlt sich der tit. Geschäftswelt
und Freunden zum Druck von:

Ganzen Werken



Brochuren

Zeitschriften



Statuten

Katalogen



Circularen

und kommerziellen Drucksachen jeder Art

in ein- und mehrfarbiger Ausführung.



Kostenberechnungen, sowie Aufschlüsse jeder Art auf Grundlage zu unterbreiten. Vorlagen werden gerne erteilt.



Für den Magenleidenden,
die Wöchnerin,
unsere lieben Kleinen,
für sie alle ist

30⁰

Singers
Hygienischer Zwieback

unentbehrlich!

Aerztlich empfohlen.

Im Verkauf bei E. Loosli und Robert Scherb, Conditoren, Solothurn.

Schweiz. Bretzel- und Zwieback-Fabrik

Ch. Singer, Basel.